

Big-headed solitude

Eine kurze Geschichte der Einsamkeit – wahlweise mit oder ohne Happy End

von Ralf Frisch

Am Anfang sah es eigentlich ganz gut aus. Als unsere Epoche geboren wurde, also vor ungefähr fünfhundert Jahren, stand alles auf Befreiung des Menschen, der umso mehr zum Mittelpunkt seiner Welt wurde, als ihn die Astronomen aus diesem Mittelpunkt heraus in eine unbedeutende Provinz des Kosmos ver-rückten. Umso mehr schwoll diesem Menschen der Kamm und der Kopf. Fünfhundert Jahre später zeigt sich allerdings, dass derselbe stolzgeschwellte Mensch im Mittelpunkt seiner Welt mitunter muttersee-lenallein mit sich selbst ist und sich selbst manchmal kaum mehr ertragen kann. Die Individualisierungs-geschichte der Neuzeit läuft auf die *big-headed solitude* hinaus, die Nina Staehlis hypertrophe Kopfskulp-turen zur drastischen Kenntlichkeit entstellen. Diese grotesken Kopfgeburten sind gleichsam ästhetische Inkarnationen des unglücklichen Selbstbewusstseins des modernen Menschen. So trostlos die *big heads* erscheinen, so fraglos steht doch aber auch fest, dass kein ernsthaft empfehlenswerter Weg hinter die aufgeklärte Moderne zurückführt, in der es zum Schicksal der Vereinzelteten gehört, sich nicht nur über das Entronnen Sein aus gesellschaftlichen Abhängigkeiten zu freuen, sondern sich zugleich nach der Ge-borgenheit von Kollektiven zurückzusehnen, dessen real existierende moderne Verwirklichungsformen bisher allesamt totalitäre, fundamentalistische und freiheitsberaubende antiindividualistische Züge tru-gen. Dass es in den demokratischen Reichen der Freiheit neue, mitnichten nur angenehme Abhängigkei-ten gibt, steht auf einem anderen Blatt.

Aber der Reihe nach und zum Anfang der Neuzeit und zugleich zur Genese von Nina Staehlis *big headed solitude* zurück. Zuerst lösten die Reformation und der Renaissancehumanismus den spätmittelalterli-chen Menschen aus seiner Fremdbestimmung durch Gott, durch die Kirche und durch gesellschaftliche Zwangszusammenhänge heraus und stellten ihn in einen ungeheuren Freiraum, den dieser Mensch fortan auf eigenen Füßen, auf eigene Faust, mit seinem eigenen Kopf und durchaus in Gottes Namen erkunden konnte und sollte. Der Humanist Giovanni Pico della Mirandola legt im fünfzehnten Jahrhun-dert in seiner Rede über die Würde des Menschen das Programm der emanzipatorischen Selbsterschaf-fung des neuzeitlichen Subjekts dem göttlichen Schöpfer sogar selbst in den Mund. Der sagt zu seinem Geschöpf nicht ohne Pathos: „Keinen bestimmten Platz habe ich dir zugewiesen, auch keine bestimmte äußere Erscheinung und auch nicht irgendeine besondere Gabe habe ich dir verliehen, Adam, damit du den Platz, das Aussehen und alle die Gaben, die du dir selber wünschst, nach deinem eigenen Willen und Entschluss erhalten und besitzen kannst. Die fest umrissene Natur der übrigen Geschöpfe entfaltet sich nur innerhalb der von mir vorgeschriebenen Gesetze. Du wirst von allen Einschränkungen frei nach dein-em eigenen freien Willen, dem ich dich überlassen habe, dir selbst deine Natur bestimmen. In die Mitte der Welt habe ich dich gestellt, damit du von da aus bequemer alles ringsum betrachten kannst, was es auf der Welt gibt. Weder als einen Himmlischen noch als einen Irdischen habe ich dich geschaffen und weder sterblich noch unsterblich dich gemacht, damit du wie ein Former und Bildner deiner selbst nach eigenem Belieben und aus eigener Macht zu der Gestalt dich ausbilden kannst, die du bevorzugst. Du kannst nach unten hin ins Tierische entarten, du kannst aus eigenem Willen wiedergeboren werden nach oben in das Göttliche.“

Im Kielwasser der europäischen Aufklärung erhält dieses humanistische Befreiungsprogramm, das den Menschen zum Künstler und zum Kunstwerk erklärt, dann nicht nur seine tiefere vernunftphilosophische Begründung. Es fand nach und nach auch seine politische Verwirklichung. Die Freiheit ging – nicht ohne

Blutvergießen – auf die Barrikaden. Aus selbstverschuldeter Abhängigkeit wurde Autonomie. Und auf günstigen, immer demokratischeren Nährböden wuchs und gedieh die Neugier des Menschen auf sich selbst und die Welt. Nicht zuletzt nahm auch die Lust zu, dem eigenen Anderssein ästhetisch und weltanschaulich Gestalt zu verleihen. Die Menschen begannen sich zu unterscheiden und zu individualisieren. Sie schälten sich langsam, aber unerbittlich aus den Korsetten, in die sie andere Menschen und vermeintlich auch ihr göttlicher Schöpfer eingeschnürt hatten, heraus. Die Netze ihres Eingesponnen Seins in begrenzende, aber auch beheimatende Ordnungen, Gemeinschaften und Gesellschaften begannen zu reißen. Das Entronnen Sein selbst wurde zur Heimat. Wenn man von der neu gewonnenen Freiheit Gebrauch zu machen wagte und womöglich auch noch über die monetären Freiräume dazu verfügte, schien auf einmal vieles, wenn nicht alles möglich. Der Gang wurde aufrechter, und die Köpfe derer, die den Mut, die Mittel und die Phantasie hatten, sich ihres eigenen Verstandes zu bedienen, wurden größer und größer. *Big-headed* sozusagen. Sie reichten bis an den Horizont des zuvor für möglich Gehaltene und mitunter auch weit darüber hinaus. Die Gehirne fraßen sich hinein ins Sein der Dinge. Und fraßen schließlich dieses Sein der Dinge durch ausgeklügelte Anthropotechnologien der Selbst- und Weltbeherrschung geradezu auf. Der befreite und auf die Welt losgelassene Mensch sprühte vor Energie und Unternehmungslust, benötigte aber in der logischen Konsequenz immer mehr Energie zur Versorgung seines expandierenden und geradezu wuchernden Riesenhirns. So viel Energie, dass man sich fragen kann, ob die ganze Aufklärung nicht vielleicht doch ein Selbstmordkommando der planetaren Evolution und der hypertrophe Homo sapiens eine konsumierende Erkrankung sein könnte. Wehe, wenn wir losgelassen! Wehe uns! Wehe den Anderen! Und wehe der Erde!

Aber das ist nur die eine Facette der Dialektik der grassierenden Selbstentfaltung des *big-headed man*. Dessen Befreiungsgeschichte wirft auch noch einen anderen Schatten. Friedrich Nietzsche, der philosophische Seismograph der Erschütterungen der Moderne, registrierte die unheimliche Dimension der Emanzipation des autonomen Subjekts sensibel wie kein Anderer. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts schrieb er über den Menschen, der Gott den Laufpass gegeben hatte, auf alle Begrenzungen zu pfeifen begann, sich besoffen vor Freiheitsdrang, Entdeckerfreude und Abenteuerlust aus dem Gravitationszentrum aller Dinge entfernte und zu einem schwindelerregenden, aufgrund seines viel zu schweren Kopfes um sich selbst taumelnden Gravitationszentrum wurde: „Wir haben das Land verlassen und sind zu Schiff gegangen! Wir haben die Brücke hinter uns, – mehr noch, wir haben das Land hinter uns abgebrochen! Nun, Schiffelein! sieh' dich vor! Neben dir liegt der Ozean, es ist wahr, er brüllt nicht immer, und mitunter liegt er da, wie Seide und Gold und Träumerei der Güte. Aber es kommen Stunden, wo du erkennen wirst, dass er unendlich ist und dass es nichts Furchtbareres gibt, als Unendlichkeit. Oh des armen Vogels, der sich frei gefühlt hat und nun an die Wände dieses Käfigs stößt! Wehe, wenn das Land-Heimweh dich befällt, als ob dort mehr Freiheit gewesen wäre, – und es gibt kein Land mehr.“

Und Nietzsche fragt weiter und zieht uns mit einer astronomischen Metapher den Boden unter den Füßen weg, indem er in Worte fasst, was man seither als transzendente Obdachlosigkeit moderner Subjektivität bezeichnet: „Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht durch ein unendliches Nichts?“

Zwischen diesen überwältigenden Zeilen klafft, ohne dass er wortwörtlich erwähnt würde, der dunkle Abgrund der Schattenseite der Freiheit. Denn die Selbstverwirklichungsschiffahrt des autonomen Individuums ist zugleich eine Reise in eine ungeheuerere Einsamkeit. Folgt man dem ersten Buch der hebräischen Bibel, dann versuchte der Schöpfer Adams dieser ontologischen Einsamkeit seines vornehmsten Geschöpfes mit allen ihm oder ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zu wehren. „Es ist nicht gut“, lassen die Verfasser der Genesis den Schöpfergott kopfschüttelnd konstatieren, nachdem er den von ihm aus den Stoffen und Substanzen der Natur hergestellten, in den Garten Eden hingestellten Erdkloss Mensch eine Weile betrachtet hat, „dass der Mensch allein sei.“ Mit anderen Worten: das Wesen, das frei in der

Mitte des Raums seiner Welt steht, sich selbstreflexiv über sich selbst beugt und sich schließlich in sich selbst hinein verkrümmt, ist zur Einsamkeit verdammt. Der erste Freigelassene der Schöpfung büßt anders als die ihn umgebenden Tiere die fraglose Selbstverständlichkeit seiner Weltzugehörigkeit ein und verliert die Unschuld des arglosen Aufgehoben Seins in einem Kosmos, der ihm so fremd geworden ist, dass er darin unentwegt nach seinem Platz suchen muss.

Und so steht dieser erste Freigelassene der Schöpfung fortan unter einem Fluch – unter dem Fluch, verzweifelt nach Anschluss zu suchen und in den Schoß des Seins zurück zu kriechen, in den freilich kein Weg zurück führt – nicht zuletzt deshalb, weil der alleswissenwollende Kopf des Ebenbildes Gottes zu groß für diesen Schoß geworden ist. Der – wie die Bayern sagen – grosskopferte Homo sapiens wird buchstäblich zu einem Ausgestoßenen der Natur. Er wird zu einem weltfremden und gottesfernen Wesen, dem die Rückkehr ins Paradies nicht mehr vergönnt ist. Der Geist, der ihn befreit hat, ist zugleich der Hemmschuh, der ihn bis in alle Ewigkeit daran hindern wird, jemals wieder unbefangen und zärtlich einzuwerden mit sich selbst, mit Anderen und mit dem Universum, dem er entsprungen ist. Durch den Menschen bekommt der Ursprung einen Ur-Sprung und das Sein einen Riss. Zwar scheint durch diesen Riss das Licht der Erkenntnis in die Welt, deren Lichtung der Mensch ist. Aber diese Lichtung des Seins ist auch ein einsamer Ort. Und wenn der Homo sapiens auf seiner Lichtung unter dem bestirnten Himmel über Gott und die Welt und sich selbst nachdenkt und zu den Sternen aufblickt, könnten dem Einsamen zwei Sätze des Dichters Jean Paul in den Sinn kommen. Sätze, die kein Lichtblick sind: „Wie ist doch jeder so allein in der weiten Leichengruft des Alls. Ich bin nur neben mir.“

Am Ende ist die Einsamkeit unser Schicksal von Anfang an – jedenfalls von demjenigen Anfang an, an dem die Evolution die Augen aufschlägt und zu Bewusstsein kommt. Am Ende ist jeder und jede tatsächlich sich selbst der Nächste und die Sache mit der menschlichen Nähe und der Zweisamkeit alles Andere als einfach. Nur im Rausch, im Begehren oder in den seltenen, trotz allem gottseidank immer wieder wirklichen Augenblicken inniger Freundschaft und Liebe scheint sich der Ur-Sprung aus der Welt schaffen zu lassen. Angesichts der *big heads*, zu denen die so selbstbewussten, von sich selbst überzeugten, autonomen und zugleich in sich selbst gefangenen und irgendwie unendlich voneinander getrennten Individuen in Nina Staehlis Kunst geworden sind, kann man sich freilich fragen, ob diese *big heads* aufgrund ihrer erdballgroßen Erdkloßköpfe körperlich überhaupt zu jenen Intimitäten und zu jener Liebe fähig sind, nach denen sie sich wahrscheinlich ja doch sehnen. Irgendwie scheinen sie vielmehr dazu verurteilt, in den Echokammern ihrer grotesken Schädel mit sich selbst allein zu bleiben. Wenn man den Kopf in diese Köpfe steckt, wird man vermutlich nur das unheimlich unweise Rauschen des eigenen Blutes zu hören bekommen und von einem Gefühl der Unwirklichkeit der Außenwelt beschlichen werden. Gut vorstellbar, dass das Blut, das durch die Adern dieser *big heads* pulsiert, vielleicht sogar kalt ist und sie sich deshalb nicht so recht für einander erwärmen können. Der Philosoph Theodor W. Adorno könnte recht gehabt haben, als er viele Jahre vor dem Internet und viele Jahre vor der Globalisierung der Welt die Kälte als Urprinzip bürgerlicher Subjektivität beschrieb.

Im fränkischen Dialekt nennt man besonders dickfellig selbstbewusste Menschen, denen die Welt zu klein ist und die sich selbst für die ganze Welt halten, in Anspielung an die monströsen Kartoffelklöße, die in meiner Heimat zu den viel zu üppigen Braten serviert werden, „Klössköpfe“. So gern bei uns Klöße gegessen werden, so wenig schmeichelhaft ist die Bezeichnung „Klösskopf“. Denn der Klösskopf gilt letztlich als Hohlkopf, vielleicht sogar als Gipskopf. Es gibt übrigens im Fränkischen noch einen anderen Namen für die klösskopfigen *big-headed heads*. Man nennt sie auch „Glöbes“, zu Deutsch: Globus. Was die Einsamkeit dieser Globusköpfe in einer globalisierten Welt, deren Nabel sie in ihren jeweiligen Welten zu sein glauben, noch größer macht als ihr Selbst- und Weltvertrauen, ist die Tatsache, dass es geradezu ein Tabu ist, sich in der schönen neuen, wunderbar vernetzten Welt unbegrenzter Freiheits- und Kontaktmöglichkeiten einsam zu fühlen. Besser also, man verbirgt die Einsamkeit vor sich selbst und Anderen und bekommt sie gar nicht erst zu Gesicht. Gestorben wird daher hinter den verschlossenen Türen von Institutionen, in denen Menschen nicht zuletzt deshalb aufbewahrt werden, weil die Familienbände

und Familiennetze gerissen sind und die Individualisierungsgewinne der Moderne nicht durch Verluste aufgrund der etwa wahrzunehmenden Verantwortung für Andere geschmälert werden sollen. Nicht, dass am Ende die Freiheitsbilanz des bis zur Neige auszuschöpfenden intensiven individuellen Lebens durch die erschöpfende Zuständigkeit für jene Anderen ruiniert wird, die, wenn das Leben zur Neige geht, am eigenen Leib und an der eigenen Seele nur noch die Schattenseite bindungsloser Freiheit, nämlich abgrundtiefe und hilflose Einsamkeit erleben und zum stummen Schrei nach Zuwendung durch eine Allgemeinheit werden, welche sie vergessen hat, um nicht an ihr eigenes künftiges Schicksal erinnert zu werden.

Aber auch von den auf den ersten Blick weniger dramatischen Formen von Einsamkeit will man in einer Welt scheinbar problemloser Vernetzung lieber nichts wissen. Irgendwie scheint sich diese Einsamkeit nicht zu gehören. Dabei lauert sie doch auch und gerade hinter der totalen Vernetzung. Man kann vollständig vernetzt und zugleich mutterseelenallein und vollkommen isoliert sein – und zwar nicht nur dann, wenn die Daumen im Netz nach unten zeigen, sondern auch in jenen Fällen, in denen die Schreie nach Anerkennung im Netz Gehör finden und alle Daumen emporgereckt sind. Das Internetmedium bringt Menschen hervor, die nicht mehr in der Lage sind, die virtuelle von der realen Welt zu unterscheiden. Menschen, die sich das Leben nehmen, wenn die Shitstürme der virtuellen Welt sie auf die eigene Einsamkeit zurückwerfen. Und Menschen, die Anderen das Leben nehmen, weil sie endlich einmal ein Computerspiel spielen wollen, in dem es echte Tote und – wer weiß – vielleicht auch das einsamkeitssprengende Gefühl gibt, dass sie tatsächlich nicht allein auf der Welt sind.

Manche ertappen sich dabei, zu dünnhäutig für die aggressiven Kommunikationsformen zu sein, die im Schutzraum der Anonymität des Netzes vielleicht auch deshalb immer selbstverständlicher werden, weil man umso leichter auf den Seelen Anderer herumtrampeln und ausfällig werden kann, je mehr man zur Überzeugung gelangt, unter den spiegelglatten Benutzeroberflächen der Rechner gebe es wahrscheinlich ohnehin keine Seelen, keine Intimsphäre und keinen Rechts- und Ehrschutz Diskriminierter. Wer sich die Gewalt im World Wide Web zu nahe gehen lässt, ist aber ja vielleicht einfach nicht *big-headed* und dickfellig genug. Dasselbe gilt für all diejenigen, die sich in der schönen neuen Welt der unbegrenzten Kommunikationsmöglichkeiten nicht in jene flexiblen, beliebig adaptiven Menschen zu verwandeln vermögen, die der Soziologe Richard Sennett in seinem Buch „Der flexible Mensch“ als durch die kapitalistische Wettbewerbsgesellschaft korrodierte, mitnichten ihrer Natur entsprechende, sondern zutiefst von sich entfremdete Persönlichkeiten beschrieb. Persönlichkeiten, die sich bereitwillig Mächten und Gewalten ausliefern und dadurch auf eine ganz andere, ihnen selbst nicht bewusste Weise zu Subjekten, nämlich zu Unterworfenen werden. Denn das lateinische Wort „subiectum“ lässt sich auch mit „unterworfen“ übersetzen. Es könnte sogar sein, dass die Individualität dieser Subjekte nur Schein ist – ebenso wie die Individualität der *big heads*, die letztlich stereotype Masken sind, angesichts derer man die berechtigte Frage stellen kann, was und wer sich wirklich dahinter verbirgt.

Generell gilt: das Netz ist gnadenlos, weil es – in des Wortes doppelter Bedeutung – gerissen ist. Wer im barrierefreien weltweiten Internetraum keine „Likes“ und keine Aufmerksamkeit akquiriert und wem es nicht gelingt, jene Kontakte zu knüpfen, die ihn oder sie nicht mehr einsam geschweige denn traurig sein lassen, dem oder der – so die eiskalte Logik des Netzes – ist nicht zu helfen. Entsprechend erbarmungslos und verroht geht man in den sogenannten sozialen Netzwerken miteinander um. Sie fördern die unmenschlichsten Eigenschaften des Menschen zu Tage und kehren das hervor, was dem Philosophen Thomas Hobbes vor Augen stand, als er den Mensch als des Menschen Wolf beschrieb – als dasjenige Wesen, für das die Existenz des Mitmenschen an sich schon eine Bedrohung der eigenen Autonomie, der eigenen Freiheit und der eigenen Bedeutung darstellt und das daher sämtliche verfügbaren Maßnahmen gewaltloser und gewaltsamer Zivilisierung aufbieten muss, um den Krieg aller gegen alle und die Ausweitung der Kampfzone zu verhindern, zu der eine freie Welt zu werden droht, deren Menschen sich und Andere schamlos und mit verbaler, körperlicher und seelischer Gewalt ihrer Würde berauben. Bereits der griechische Dramatiker Sophokles wusste: „Ungeheuer ist viel und nichts ungeheurer als der Mensch.“

Ungeheuer und sich und Anderen nicht geheuer.

„Der Wirtschaftsliberalismus“, schreibt der Schriftsteller Michel Houellebecq in seinem Roman „Ausweitung der Kampfzone“, „ist die erweiterte Kampfzone, das heißt, er gilt für alle Altersstufen und Gesellschaftsklassen. Ebenso bedeutet der sexuelle Liberalismus die Ausweitung der Kampfzone, ihre Ausdehnung auf alle Altersstufen und Gesellschaftsklassen“. Es ist also mitnichten alles Gold, was glänzt. Und die Geschichte der abendländischen Individualisierung fügt sich womöglich – zumindest vorläufig – nicht zu einem glücklichen Ende. Vielmehr erstrahlt die zur Zügellosigkeit befreite Gesellschaft im Glanz verzweifelt einsamer Selbstbehauptung der transzendental obdachlosen *big-headed wolves* und *pigs*, die sich irgendwann dazu verurteilt haben, möglichst viel Platz wegnehmen und Individuen sein zu müssen, ohne aufzuhören, in ihrem innersten Innern womöglich doch verlorene Seelen zu bleiben. *Small-headed sheep* sozusagen, die sich nach der Geborgenheit von Kollektiven sehnen, welche das Gegenteil von Kälte, Gnadenlosigkeit und Freiheitsberaubung darstellen.

Denke ich zu negativ? Zu einseitig? Zu schlecht? Zu extrem? Zu pessimistisch? Habe ich eine unfaire Geschichte erzählt? Eine, die das Kind mit dem Bade ausschüttet und der modernen Zivilisation, die ja vielleicht doch die lebenswerteste und beste aller möglichen Zivilisationen ist, nicht gerecht wird? Ist es am Ende doch wahr, dass dort, wo viel Licht ist, eben auch viel Schatten ist und dass es kein Licht der Freiheit ohne den Schatten der Einsamkeit gibt? Und ist es vielleicht auch wahr, dass die Schatten eines Tages wieder kürzer werden und es nur aus heutiger Sicht so aussieht, als würde die Dämmerung über ein Abendland hereinbrechen, das derzeit nur mehr die Kraft zu haben scheint, die Ungeheuer der asozialen Einsamkeit und des politischen Radikalismus zu gebären und an sich selbst zugrunde zu gehen?

Ich hoffe inständig, dass ich zu negativ denke und dass es auch eine ermutigendere Perspektive auf unsere Zivilisation gibt. Und so versuche ich in den letzten Sätzen dieser kurzen Genealogie der *big-headed solitude* selbstkritisch auch noch einen anderen Blick auf Nina Staehlis *big heads* zu werfen. Vielleicht sind diese klöskopfigen Gestalten ja zutiefst erbarmungswürdig. Vielleicht ist ihre Tragik derart unentrinnbar, dass man ein barmherziges Auge auf sie werfen und Frieden mit ihnen schließen muss. Sind sie nicht bemitleidenswert in ihrer eigentümlichen Krankheit und anrührend in ihrer unbeholfenen Hypertrophie? Sind sie nicht fast possierlich in ihrer Tollpatschigkeit, die der Ungeschicklichkeit zu schnell zu groß geratender pubertärer Kinder gleicht? Kinder, die sich sichtlich nicht wohl in ihrer Haut fühlen? Kinder, angesichts derer kein Kindchen Schema mehr funktioniert, denen man aber womöglich dennoch nicht böse sein kann? Denn sind sie nicht irgendwie auch zum Lachen in ihrer Lächerlichkeit? Und könnte man vielleicht sogar, weil man ja auch einer und eine von ihnen ist, im größten Elend mit ihnen über sich selbst schmunzeln, statt sich über sie lustig zu machen, ihre Monstrosität moralisch zu kritisieren und sie zu verachten? Könnte man, wenn sie, also wir, unsere Nähe zuließen und wenn wir über unseren Schatten sprängen, sie vielleicht sogar umarmen? Man müsste dabei allerdings wie bei jeder geglückten Umarmung behutsam zu Werke gehen, um sich nicht an unseren *big heads* zu stoßen. Einen Versuch wäre es wert, weil es ja doch keine andere Menschheit als eben diese Menschheit gibt. Und einen Versuch wäre es auch deshalb wert, weil ein solcher Versuch dieser kurzen Geschichte der Einsamkeit zum Schluss doch noch ein Happy End einhauchen und ein versöhnliches Licht auf die Schöpfung des Homo sapiens und auf Nina Staehlis Schöpfung der *big-headed solitude* werfen würde.

Prof. Dr. Ralf Frisch
lehrt Theologie und Philosophie
an der Evangelischen Hochschule Nürnberg.